

Prof. Dr. Annelie Keil (Bremen)

Als Kriegskind unterwegs zum Frieden

Frieden heißt friedfertig werden mitten im Leben

(erscheint in gekürzter Form in der Zeitschrift Public Forum,, Sonderheft zum Thema **Frieden**)

Ich war ein Kind, das kurz vor dem zweiten Weltkrieg geboren wurde und seine Kindheit im Krieg verbrachte. Hunger haben, frieren, auf der Flucht sein, irgendwo aufgenommen werden, Heimatgefühle entwickeln, das lernte ich. Meine Pubertät durchlebte ich in der Nachkriegszeit mit all ihren zerstörten und gleichzeitig wiedererwachenden Hoffnungen. Als ich dann als Jugendliche bewusster und kritischer wurde für das, was um mich herum geschah, suchte ich nach Möglichkeiten, Widerspruch zu üben und ersten Widerstand zu leisten gegen die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik, die Notstandsgesetze, die Stationierung von Raketen, gegen Atomwaffen, gegen Diskriminierung, Ungerechtigkeit, Armut – gegen vieles, was meiner Meinung nach ein friedliches, menschenfreundliches und respektvolles Zusammenleben der Menschen in einer freiheitlichen Demokratie verhinderte.

Die Studenten-, Friedens-, Frauen-, Gesundheits- und ökologische Bewegung wurden zu Orten, die mein Leben als erwachsene Bürgerin prägten, mich ermutigten, Stellung zu beziehen und für den „kleinen Frieden“ vor Ort einzutreten. Auf der Grundlage von Erfolgen, beruflichem Aufstieg, erfahrenen Niederlagen, ideologischen, feindlichen wie friedlichen Auseinandersetzungen, Chaos und Ordnung im eigenen Leben, solidarischen Erfahrungen im Umgang mit Enttäuschung und Verrat und Glück ließen Eigensinn und Bürgersinn in mir wachsen. Sie gehörten zusammen und haben mich begreifen lassen, dass wirksame Friedfertigkeit aus diesen beiden Wurzeln wächst und Gemeinsamkeit stärkt. Trotz mancher Zweifel habe ich zwei Gebets u. Glaubensfahnen auch später nicht aus den Händen gelegt: „Nie wieder Krieg!“ steht auf der einen. Und: „Frieden schaffen ohne Waffen!“ auf der anderen. Wer diese Glaubens- und Hoffnungssätze als unrealistisch lächerlich macht, hat nicht verstanden, was es bedeutet, lebenslang im aufrechten Gang um das eigene Leben wie das Leben der anderen zu ringen wie zu bitten und gleichzeitig bitter erleben zu müssen, dass der Kampf um Frieden manchmal zwecklos ist, aber immer Sinn macht.

Inzwischen bin ich eine alte Frau, die das Ende ihres Lebens vor Augen hat. Es ist wieder Krieg in Europa. Und wie als Kind am Anfang meines Lebens fürchte ich mich, spüre meine Hilflosigkeit, sitze vor dem Fernseher und kann kaum aushalten, was ich sehe. Ich schalte ab, dosiere die Nachrichten, bin ratlos und wütend über die selbstgewissen Kommentare derer, die schon immer gewusst

haben, was der Lauf der Dinge in Kriegen ist und Frieden ohne militärische Waffen nicht denkbar ist. Und ich bin froh über die, die im Augenblick nur die Menschen sehen, die fliehen, um ihr Leben retten, alles stehen und liegen lassen müssen und uns brauchen. Und über die, die mitleiden, die anpacken, wo es etwas einzupacken gibt, die trösten, die ohne Ansehen der Person Platz machen. Sie sind friedfertige Inseln mitten im Krieg und üben, was wir als Kunst des Überlebens in jeder Form einer menschlichen Zukunft brauchen.

Ich erinnere mich, wie meine Mutter und ich nach zwei Jahren Flucht und Gefangenschaft 1947 in ein leeres Zimmer „eingewiesen“ wurden und so etwas wie ein „kleiner Frieden“ begann. Ein Tag reichte, um in der Nachbarschaft das Nötigste für uns zu erbetteln: Bett, Schrank, Tisch, einen Ofen, Kochtopf und Pfanne, Tassen und Teller. Als die Redakteurin mich jetzt fragte, mitten in diesem erneuten Krieg in Europa einen Artikel über Frieden zu schreiben, hat sich alles in mir gesträubt. Was soll ich inmitten meiner Ohnmacht, Wut und Verzweiflung über die Gewalt des Krieges noch über Frieden schreiben?

Nun ja, vielleicht darüber, was ich zwischen den Kriegen auf dem weiten Weg zum erneuten Frieden über mich und die Welt um mich herum gelernt habe. Was zu denken, zu fühlen, zu hoffen und zu tun nicht aufhören darf, was vielleicht eine tiefere, durch Lebenserfahrung angereicherte geistige Dimension im Älterwerden und Altsein gewonnen hat, sogar eine Art Dank an das Leben – so schwierig es auch gewesen sei. Auch heute sind wie in allen Kriegen vor allem Kinder mit ihren Müttern und alte Menschen auf der Flucht und geben die Hoffnung auf Leben für die nächste Generation nicht auf. Das zählt!

Über die Herausforderung, das Unfassbare fassbar und den nötigen Frieden möglich zu machen.

„Wir fangen leer an. Ich rege mich. Von früh auf sucht man. Ist ganz und gar begehrllich, schreit. Hat nicht, was man will.“ (Bloch, Prinzip Hoffnung)

Der Sinn jeder Geburt ist Leben. Mein Leben, dein Leben oder unser Leben. Einzigartig, unverwechselbar, auf friedliches, kritisches, sich gegenseitig respektierendes Miteinander angewiesen. Streitbarer, menschenwürdiger und liebesfähiger Frieden ist und bleibt die Leibspeise des Lebens, sichert und fördert Überleben. Um dieses aber muss gerungen werden, es ist weder selbstverständlich noch Selbstlauf. Ob Mensch, Pflanze, Tier oder der Planet Erde selbst: alles was lebt, lebt aus einer Verbundenheit, einer Abhängigkeit voneinander, einem Miteinander, das allein Leben dauerhaft möglich macht. Leben lebt und überlebt in unendlichen Formen des Seins, formt sich von Menschen gestaltet in Wirklichkeiten, die Krieg und Frieden enthalten. Hunger

und Satttheit, Heimat und Vertreibung, Geburt und Tod. Vieles trifft uns leibhaftig, wird Teil des individuellen Lebens, das meiste aber treibt an uns vorüber wie ein fremdes Schiff, das wir nicht kennen, dem wir einfach nachschauen, obwohl es uns wie die Klimakrise etwas angeht und in Zukunft treffen kann.

Dem aber, das uns unmittelbar trifft, muss unsere Tatkraft gehören, ihm sind wir ausgeliefert und verantwortlich, an ihm schult sich unsere Lebendigkeit, hier entsteht Welt- und Lebensbejahung, aber auch Lebensverneinung, Freude und Angst vor dem Leben. Kern und Motor dieser Tatkraft ist der mit der Geburt biologisch verbundene absolute „Wille“, leben zu wollen, mit dem jedes Kind bei der Geburt trotz allem, was um es herum geschieht, ausdrückt, worum es ihm geht! Es will leben. In seinem Buch „Christusmord“ (1979), schreibt der Psychoanalytiker Wilhelm Reich: *„Zu allen Zeiten haben die Kinder immer wieder alle Entwicklungsmöglichkeiten mit auf die Welt gebracht. Die Aufgabe besteht nun darin, die Aufmerksamkeit einer leidenden Menschheit von unbegründeten Patentrezepten auf das Neugeborene zu lenken... Somit wird das noch ungeborene Kind zum Zentrum des Interesses... Es ist aufgrund seiner Plastizität und seiner reichen Ausstattung mit natürlichen Entwicklungsmöglichkeiten die einzige lebendige Hoffnung, die in diesem menschlichen Inferno noch geblieben ist.“* (Reich,1979,348)

„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“

So lautet der Leit- und Leidfaden im Werk von Albert Schweitzer. Grundlage, Sinn und Maßstab aller Förderung des Friedens ist die „Ehrfurcht vor dem Leben“, kein ausgeklügelter Satz, keine abstrakte Moral, sondern tägliche Erfahrung des Lebens. (Kultur und Ethik, 1923, 1990) Schweitzer spricht (auch mit Blick auf sein Erleben im ersten Weltkrieg) von der Nötigung, allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen wie dem eigenen. Der Anerkennung und dem Respekt gegenüber dieser „Ehrfurcht vor dem Leben“ verweigert sich jeder Krieg in all seinen Schattierungen und mit all seinen Begründungen, als Krieg mit Bomben und Raketen, als sozialer Krieg, als Krieg in den Innenräumen menschlichen Zusammenlebens. Er macht sie lächerlich, tritt sie mit Füßen, zerstört und höhlt sie aus, raubt dem menschlichen Gewissen die sinnstiftende Grundlage und hält auf diese Weise die menschliche Sehnsucht nach Frieden in Politik, Kultur und Gesellschaft gefangen. Hass, Gier, Machthunger wie die Schwächung u. der Verlust der „Ehrfurcht vor dem Leben“ lassen uns im Krieg und dem, was wir Friedenszeiten nennen den Ursprung und die Grundlage menschlichen Seins vernachlässigen und vergessen. Frieden zu schaffen, ist lebenslanger Auftrag, Selbstreflexion,

Lebensarbeit, zivilgesellschaftlicher Mut und braucht jenen aktiven Willen zum Leben, mit dem wir geboren werden.

Töten kann man diesen Ursprung nicht. In jedem Kind erwacht die Hoffnung auf ein Leben in und mit Frieden mit seiner Geburt immer wieder neu. Wir fangen mit dem Geschenk der nackten Geburt *leer an*, wollen uns *bewegen, wachsen, gestalten* und *ausbreiten*, sind *begehrlich* und voller Bedürfnisse, wollen *lieben und arbeiten* (Dorothee Sölle 1985). Wir schreien nicht nur nach Brot, sondern ringen um Anerkennung, suchen Befriedigung, kämpfen um Mitwirkung und Wirksamkeit und immer wieder- wie bei unserer Geburt- auch um unsere nackte Existenz in Friedens- wie in Kriegszeiten. Wir haben nicht, was wir wollen und hüten und schützen oft nicht, was wir haben.

Erinnerungen schweigen nicht

„Ich wurde in den 2. Weltkrieg hinein geboren und werde jetzt wohl im Krieg sterben, beides habe ich mir nicht ausgesucht und schon gar nicht gewollt,“ sagt eine alte Frau in Kiew, die die Stadt weder verlassen will noch kann. Ich weine, bin ihr nah und schreibe auf, wie die Erinnerungen des Kriegskindes Annelie von 1945 in die Gegenwart der 83-Jährigen im Jahr 2022 einbrechen

Krieg

Die Todesangst

aus frühen Kindertagen

besetzt mein gelebtes Leben.

Glaube, Liebe, Hoffnung

wehren sich

verzweifelt.

Krieg

leibhaftig erlitten,

die alten Narben

brennen lichterloh im Gedächtnis,

das nicht vergisst.

Was geschah,

geschieht

Krieg

die Erfahrung
 eines geglü ckten Überlebens
 verwandeln flü chrende ukrainische Kinder
 nach jahrelanger Resilienz
 in Retraumatisierung-
 heute

Krieg

„Nie wieder“
 hatten wir gerufen.
 Kriege verspielen lebendiges Leben.
 „Frieden ohne Waffen“
 Friedenswille bleibt
 Lebenswille-
 Immer.

Krieg

und Frieden
 Geburt *und* Tod
 Leben dazwischen bleibt atemlos
 Wehrhaft, freiheitsliebend, friedfertig:
 Demokratie braucht
 uns

Die Lebenskraft „Friedfertigkeit“

Leben hat nichts versprochen! Ungewissheit treibt es um und an, will Kontrolle und Gewissheit bevor Vertrauen wachsen kann. Krieg wie Frieden, eine Art Stachel im Fleisch des lebendigen Lebens, sind der Sehnsucht geschuldet, dass Frieden sei und Sicherheit herrsche, wenn es um das eigene Leben geht, um

Befriedigung und Zufriedenheit, Besitz und Eigentum, um körperliche Unversehrtheit und Schutz, um persönliche, kulturelle und nationale Identität, um Heimat in ihren unterschiedlichen Ausdrucksformen. Wie immer wir der auferlegten Herausforderung nachkommen, unsere Lebenswelten „friedlich“ oder „kriegerisch“ für uns selbst und mit anderen zusammen zu gestalten, die Ungewissheit über das, was der beste Weg zum Frieden ist, bleibt. Frieden bleibt ein offener Entwicklungsprozess, immer verletzlich, mit unbekanntem Anfang, Verlauf und Ende zugleich.

Wir kommen nicht vollkommen, geduldig, fleißig und friedliebend, sondern vor allem als bedürftige, auf Hilfe angewiesene kleine Menschen zur Welt. Wir schreien vor Angst und Not und müssen auf der Suche nach Befriedigung, Zufriedenheit und Gerechtigkeit erfahren, dass die Befriedigung unserer Bedürfnisse auf Dauer von der Fähigkeit abhängt, mit all den Anderen, die auch leben wollen, in Ehrfurcht vor dem Leben zu teilen und zu hüten, was zum Leben gebraucht wird. Es geht um die Einübung existenzieller Friedfertigkeit. Als Folge der grundsätzlichen Bedürftigkeit des Menschen liegt jeder Befriedigung eine wie immer geartete Aushandlung zugrunde und diese bestimmt die menschlichen Verhältnisse und unser Miteinander. Menschenfreundlichkeit und Friedlichkeit sind nur eine Möglichkeit, leben müssen wir sie selbstbestimmt und auf eigene Kosten! Sie wachsen in unserem Inneren, wenn sie auf die Probe gestellt werden und die Herausforderungen annehmen müssen, die Leben und Gesundheit gefährden.

Wir brauchen eine Lebenskraft, die lieben, kämpfen und sich im täglichen Leben durchsetzen kann, die gleichzeitig auch geduldig ist, die dulden und erdulden kann, Widerstand entwickelt, Konkurrenz und Vielfalt annehmen und aushalten lernt. Es geht um eine Kraft, die stetig zum Anfangen bereit ist, eine Art Anfängergeist, der sich im Kontext der jeweiligen Gegenwart weiterentwickelt, der mit Zweifeln, Unwägbarkeiten, Verlusten wie Erfolgen schöpferisch umgehen, das heißt sich erneuern kann, wenn Gewohntes zusammenbricht.

Frieden mit dem zu schließen, was wir nicht ändern können und sich für Frieden zu entscheiden, wenn wir selbst Teil des kriegerischen Denkens und Handelns sind, ist praktizierte Lebenskunst. Erleiden und Entscheiden hat der Arzt Viktor von Weizsäcker die beiden Pfeiler der menschlichen Existenz genannt. Unverfügbarkeit, Veränderungen, aber auch Kontinuität nicht zu fürchten, unsere und der anderen Menschen Freiheit nicht für falsche Sicherheiten zu opfern und immer wieder Mut aufzubringen, auf brüchigem Boden Land zu gewinnen, sind Herausforderungen und Fähigkeiten einer Friedfertigkeit, deren

Ziel es ist, Frieden ohne Waffen zu schaffen. Ungewissheit, Zweifel und die unaufhörliche Suche nach Möglichkeiten, Leben zu schützen und zu fördern, sind nahe Verwandte jener ständig zu aktivierenden Friedfertigkeit, die ich meine. Sie spielen eine tragende, mutige, kreative wie und hoffnungsreiche Rolle im tieferen bereit für den Frieden zu sein. Wer in einem anderen, negativen Sinn „fertig“ mit dem Frieden ist, nichts mit ihm zu tun haben will, weil er Zeit braucht und nicht zu kaufen ist, wird auch bei besten Absichten „kriegerisch“ und gefährdet sein eigenes Leben wie das Leben von uns allen.

Als Kriegskind unterwegs

Am 17. Januar 1939 werde ich in Berlin geboren, ein Dienstag, wolkig, ein wenig Regen. Die Welt bereitet sich auf den 2. Weltkrieg vor. Kriegsbilder sind Lebensbilder, gleichen sich und sind doch Krieg für Krieg anders. Auf der Berliner Geburtsstation eines Krankenhauses bringe ich mit dem ersten eigenen Schrei zum Ausdruck, was jeden Menschen bis zum Lebensende bewegt: Ich bin da! Angekommen in einer Welt, die ich nicht kenne, die mich und mein Recht auf Leben annehmen soll. Während ich hier scheibe, werden Kinder in der Ukraine in Kellern, Bunkern und U-Bahnstationen unter Lebensgefahr geboren. Der Sinn jeder Geburt ist und bleibt Leben- unter allen Umständen, so lebensfeindlich sie gleich am Anfang sein können und manchmal auch lebenslang bleiben.

Am 17. Januar 1945, mein sechster Geburtstag, gibt Hitler kurz vor Ende des zweiten Weltkrieges den Befehl, dass alle Deutschen Polen sofort verlassen müssen. Nun beginnt für mich lebhaftig die lebendige Erfahrung eines Krieges, der schon Jahre tobte. Da ich selbst direkt nach meiner Geburt in Berlin in ein Waisenhaus und Kinderpflegeheim der Nationalsozialisten gekommen war, das 1940 im Zuge des Angriffs auf Polen zwecks „Eindeutschung“ der Polen von Berlin nach Ciechochinek in Polen verlegt wurde, verzögerte sich meine unmittelbare Kriegserfahrung. Das Kinderheim mit seinen politisch widerständigen liebenden Kinderschwestern und vielen „Geschwistern“ mit gleichem Schicksal wurde für mich fünf Jahre lang ein sicherer Ort des Friedens mitten im Krieg. Das änderte sich von einem Augenblick auf den anderen! Meine Mutter, die ebenfalls kriegsbedingt in Polen lebte, wollte angesichts des Befehls unbedingt mit ihrer Tochter die Flucht nach Westen antreten. Völlig überraschend holte sie mich am Morgen meines Geburtstages aus dem Heim, das seinerseits am nächsten Tag noch mit einem Lazarettzug evakuiert wurde.

Unter Tränen aller Beteiligten und meiner Verzweiflung wurde meine vorbereitete Geburtstagstorte auf einen Schlitten geschnallt, eine kleine Sporttasche gepackt und durch tiefen Schnee, bittere Kälte und großer Angst

ging ich an der Hand einer mir relativ fremden Frau Richtung Bahnhof, von wo die angeordnete Evakuierung losgehen sollte. Die Menschen wurden auf offene Güterwagen verladen, am Himmel sah und hörte man die heranrückende Front. Ein Sanitäter gratulierte mir zum Geburtstag und verteilte die Torte, für mich ein Augenblick friedlicher Geburtstag inmitten der vielen Menschen, die weinten, Todesangst hatten und dennoch unter dem Geheul der Sirenen für mich ein Lied anstimmten. „Wie schön, dass du geboren bist, wir hätten dich sonst sehr vermisst“. Es ist eines meiner Lieblingslieder geworden! Heute summe ich dieses Lied heulend, um die Fernsehberichte über die flüchtenden Frauen, Kinder und sich verabschiedenden Väter auf den Straßen und an den Grenzen der Ukraine auszuhalten.

Die offenen Güterzüge, in denen wir 1945 hockten, fuhren nicht los, Lazarettzüge aus dem Osten hatten Vorfahrt. Aussteigen und sich irgendwie zu Fuß nach Westen auf den Weg machen, lautete die Aufforderung. Nur was man tragen kann, kommt mit, alles andere blieb auf dem Bahnhof liegen. Ein kleiner Treck von Frauen, Kindern und, wenigen alten Männern bildete sich. Wir zogen los, das war die Herausforderung der Stunde und hofften auf irgendeine unbekannte Grenze, die Überleben möglich machen würde, von Sicherheit, Freiheit und Frieden ganz zu schweigen. Für mich dauerten Flucht und Gefangenschaft mehr als zwei Jahre bis die friedliche Grenze im Grenzdurchgangslager Friedland bei Göttingen erreicht wurde

Ich habe als Kind den Krieg zu fürchten gelernt, aber auch die Erfahrung gemacht, dass überall, wo Krieg ist, der kleine Frieden zu überleben versucht. Menschen, die Essen und Trinken teilen, die Trost spenden, ein russischer Offizier, der mir in der Gefangenschaft zum väterlichen Freund wird und mir beibringt, mit einem Panzer und Splitterbomben Fische zu fangen, die ich dann im Lager verteilen kann. Ein Bahnhofsvorsteher, der mir für meine Trillerpfeife nicht einfach wegnimmt, sondern zwei Fahrkarten gibt, die mich und meine Mutter am Ende der langen Flucht nach Berlin bringen. Ich habe lange gebraucht, um nach dem Krieg in ungerechten Verhältnissen, Armut, täglich erfahrbarer Feindschaft und Diskriminierung friedfertig zu werden. Ich brauchte auch Zeit, Zuspruch und Ermutigung, um mich einzubringen in die Hoffnung nicht nur meiner Generation, dass der Ruf „Frieden schaffen ohne Waffen“ kein Irrweg ist, sondern dauerhaft eine Hoffnung auf die Wirksamkeit der „Ehrfurcht vor dem Leben“ werden muss. Ich habe auch aus vielen Irrtümern, falschen Gewissheiten, Enttäuschungen und überhöhten Ansprüchen lernen müssen und erkennen können, dass es neben all den Kriegen auch Frieden und phantasievolle Formen des „kleinen Frieden“ gibt, die wir in plötzlichen Krisen meistens kurzfristig erleben.

Frieden anders denken und Friedfähigkeit üben

Im Schaukasten meiner Kirchengemeinde stand vor einiger Zeit ein Sprichwort, das wir alle kennen, eine Art Trost gegen die „Ungewissheit“ des eigenen planerischen Denkens und seiner Erfolgsaussichten. „Es kommt immer anders als man denkt.“ Im Glaskasten daneben stand als anregende und überraschende Alternative; „Es kommt immer anders, *wenn* man denkt!“ Beide Versionen führen auf ihre Weise in die Frage des Verhältnisses von Ungewissheit und Sicherheit des eigenen Denkens, Fühlens und Handels ein, beleuchten die Bedeutung des angstmachenden Zweifels bei unseren täglichen Entscheidungen, sie kratzen am Selbstbewusstsein des Menschen, zu wissen, zu fühlen oder zu glauben, was richtig, was falsch, was nutzlos oder angemessen ist- Grundfragen des friedlichen Zusammenlebens.

Ungewissheit und Unsicherheit sind eine Art Stachel im Fleisch jenes Wissens und Glaubens, das sich seiner zu sicher ist und der Neugier wie den neuen Fragen der Zeitgeschichte den Einlass in die bestehenden Überzeugungen vor allem dann verweigert, wenn sie bisher erfolgreich schienen, unwidersprochen blieben oder mit Gewalt durchgesetzt wurden. Wer als Individuum, Gesellschaft, Kultur oder Nation in falschen Sicherheiten steckenbleibt, das Fragen verlernt, nach wie vor den Krieg als Vater aller Dinge sieht verweigert sich dem Leben, dem Willen zum Leben und damit einer lebhaften menschenwürdigen Zukunft für alle Menschen.

Leben hat nichts versprochen. Es hat die Ungewissheit und Unsicherheit konstitutiv an seiner Seite, muss in Raum und Zeit verfügbar bleiben, um unter den jeweiligen historischen Verhältnissen zu unserem eigenen biografischen Leben werden zu können. Leben stellt die Fragen, nicht wir. Wir müssen nach Antworten suchen. Wir werden ungefragt geboren, kommen ungefragt in eine Familie, können Geburtszeit, Ort und vor allem nicht das Land bestimmen, in der wir zunächst aufwachsen, das unser Vaterland samt Muttersprache wird, uns Heimat verweigert oder vertreibt. Mehr Unsicherheit geht nicht und auch nicht mehr Druck, selbst in das Puschen zu kommen. Neun Monate haben wir bereits im Mutterleib zusammen mit der Mutter geübt, um Fähigkeiten und Werkzeuge zu entwickeln, damit wir „geburtsreif“ werden, später schulreif, dann berufsreif, beziehungsreif und letztlich beherzt und friedfertig werden, um das uns zugemutete Leben zu meistern. Am Ende müssen wir reif für unser Sterben werden, wann immer das ist. Welche schmerzhafteste, unfassbare „Reife“ muss entstehen, wenn Eltern an den Grenzen der Ukraine sich als Väter oder Mütter für Bleiben oder Gehen entscheiden müssen, für Leben oder möglichen Tod? Wer kann das vorab denken? Wer beurteilen, ohne „ver-rückt“ zu werden?

Keine Gebrauchsanweisung, kein Curriculum lag in irgendeiner Wiege! Auch nicht bei der Entstehung von Staaten und Nationen! Umstellt von mehr oder

weniger klugen Einsichten und unterschiedlichsten Lebensbedingungen suchen wir weltweit individuell wie gesellschaftlich nach dem eigenen wie den gemeinsamen Wegen. Leben ist gefährdet und gefährlich, kein sicherer Fahr- und Zeitplan, voller Hindernisse und Stolpersteine. Ein Friedensprojekt ohne Ende, das kein Krieg beenden kann, solange Menschen da sind, die leben wollen. In der Akzeptanz und Bewältigung dieser herausfordernden Ungewissheit, Unsicherheit und Unverfügbarkeit liegen Auftrag, Aufgaben und spezifische Entscheidungsmöglichkeiten für zu Frieden und Friedfertigkeit auf dem weiteren Weg zu einer lebenswerten und menschenwürdigen Zukunft aller Menschen. Unendliche Belege und Quellen dieses Wissens der Menschheit und seiner Leistungen stehen zur Verfügung und jedes Wissen, das hinzukommt, bestätigt, revidiert, verändert oder ergänzt das Vorhandene.

Hoffnung ist ins Gelingen verliebt

„Wo sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns?“ So fragt der Philosoph Ernst Bloch in „Das Prinzip Hoffnung“ (Berlin 1954) Jeden Abend ein „Brennpunkt“ mit Bildern und Zahlen im Fernsehen zur Pandemie und zum „Krieg“ gegen ein global auftretendes Virus! Jetzt zum ersten Krieg in Europa nach dem zweiten Weltkrieg in der Ukraine und die Gefahren für den „Weltfrieden“- falls es einen je gegeben hat? Zwischendrin die anderen Brennpunkte zu einer Welt, in der Vertreibung, Flucht, Ausbeutung, Hunger und Krieg zum geschäftstüchtigen Alltag gehören.

Ich will die Hoffnung auf Frieden nicht aufgeben! Wollte es nicht als Kind im Krieg und nicht gegen Ende meines Lebens. Und lese wieder den alten Bloch, der mich vor über 60 Jahren aufgerüttelt hat:

Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen. Seine Arbeit entsagt nicht, sie ist ins Gelingen verliebt statt ins Scheitern, Hoffen, über dem Fürchten gelegen, ist weder passiv wie dieses, noch gar in ein Nichts gesperrt. Der Affekt des Hoffens geht aus sich heraus, macht die Menschen weit statt sie zu verengen, kann gar nicht genug von dem wissen, was sie inwendig gezielt macht, was ihnen auswendig verbündet sein mag. Die Arbeit dieses Affekts verlangt Menschen, die sich ins werdende tätig hineinwerfen, zu dem sie selber gehören. Sie erträgt kein Hundeleben, das sich ins Seiende nur passiv geworfen fühlt... und sie sucht in der Welt selber, was der Welt hilft; es ist findbar. (Bloch, Das Prinzip Hoffnung, 1954, Band 1, S. 13)?

Was könnte uns helfen, das Hoffen weiter zu lernen? Wie die Bedeutung der Tatsache von Ungewissheit und Unverfügbarkeit in einer Gesellschaft verstehen zu lernen, die als Wissensgesellschaft bezeichnet wird, dennoch aber um eine

begründete politische und ableitbare, dem Menschen dienliche Vernünftigkeit ringt, sich verrennt und großes Unheil anrichtet, weil sie ihre Dialogfähigkeit einzubüßen droht? Wo finden wir eine nachvollziehbare Sichtweise, sozusagen ein Bild von der Welt, vor, das uns auch für die subjektive Orientierung einen objektivierbaren Rahmen dafür anbietet, die menschliche Existenz als eine Krisenexistenz verstehen und mit der in ihr ruhenden Unsicherheit leben zu lernen, statt fadenscheinigen Gewissheiten hinterherzulaufen.

Der umfassende Paradigmenwechsel der Naturwissenschaften mit seinen neuen Erkenntnissen und Auswirkungen auf die Geistes- und Sozialwissenschaften hat Befunde und Ansätze geliefert, die das Denken über Frieden und das Handeln für den Frieden bestimmen und dazu anregen müssten, auf allen Ebenen übergreifend und global zu denken und gleichzeitig kreativ, lokal und auf den einzelnen Menschen achtend zu handeln. Ungewissheit, Offenheit, Unvorhersagbarkeit, ständiger Wandel, unendliche Dynamik zwischen Ordnung und Zerfall, ständige Gratwanderungen, extrem unwahrscheinliche Zustände (nicht nur beim Wetter) erscheinen als dauerhafte Ordnung. Sinn und Unsinn stehen im mehr oder weniger fröhlichen Miteinander, Gewissheiten sind von kurzer Dauer. Natur ist keineswegs nur Ordnung, überall, wo neues entsteht, bewegt sich das Lebendige auf dem schmalen Grat zwischen Chaos und Ordnung. Friedrich Cramer war neben anderen einer jener Naturwissenschaftler, der mit seinem 1989 erschienenen Buch „Chaos und Ordnung“. Die komplexe Struktur des Lebendigen“ (DVA) Natur- und Geisteswissenschaften insgesamt zu einer neuen Theorie über die Komplexität lebender Systeme anregte, die sowohl die Grenzen der Erkenntnis in den Blick nehmen, gleichzeitig aber auch neuartige Einsichten, ungewohnte Perspektiven und praktische Schlussfolgerungen zulassen und fördern sollte.

Das konkrete Leben ist ein lebenslang sehr ernsthaftes Spiel in dem Sinn, wie Kinder sich ins Leben einspielen und ihre Welt samt den nötigen Erkenntnissen und Lebenskompetenzen erobern. Im Kontext ihrer ungewissen Zukunft lernen sie laufen und fallen, sich freuen und ängstigen, sich einbinden und wieder entbinden. Lernen, umlernen und verlernen, erinnern und vergessen bleiben tägliche Herausforderung. Was wir im Ergebnis sehen, ist die Überwindung der „Ungewissheit“, der Versuch der Menschen, sich zu verorten, Sinngefüge zu schaffen. Es sind subjektive Erfindungen, Nachahmungen, persönliche Dichtungen, poetische und politische Bewegungen, Liebesgeschichten, Dramen und Tragödien, die erscheinen und vor allem das Bemühen, aus dem Geschenk der nackten Geburt ein bekleidetes Leben zu gestalten. Nicht logisch, aber lebendig, immer anders und doch eine Einheit. Im Lebendigen gibt es keine Kopie, aber eine höchst differenzierte gemeinsame Geschichte der Gattung Mensch.

Die schwierige Melodie des Friedens.

Die Komposition der Melodie, die Leben heißt, das auf Frieden setzt und sich der Ehrfurcht vor dem Leben verpflichtet weiß, ist eine lebenslange Improvisation zwischen Chaos u Ordnung, Sinn und Unsinn, Geburt und Tod, Freund- und Feindschaften.

Rhythmus ist die Architektur des Seins, ist die innere Dynamik, die mit Herzschlag und Atemrhythmus in jedem Augenblick wellenartig Leben formt und dem jeweils anderen Pol entgegensendet, die Anspannung der Entspannung, die Schöpfung der Erschöpfung, der Aufbau dem Abbau. Diese rhythmische Dynamik kann gelingen, kann gestört werden, im Ernstfall misslingen- ist nicht mechanisch, sondern lebendig. So stehen sich Himmel und Erde, Lust und Angst, Hingabe und Distanz, Krankheit und Gesundheit, Krieg und Frieden gegenüber, ringen kontinuierlich um die Notwendigkeit, Leben in Balance zu halten. Friedfertiger, friedfähiger und friedliebender im Umgang mit den Ressourcen des Lebens und im täglichen Miteinander zu werden und zu bleiben, ist innere wie äußere Essenz dessen, was wir Frieden nennen.

Wenn das eigene Leben zum existenziellen Krisenfall wird, wenn endgültig verloren ist, was sicher schien, wenn innere wie äußere Heimat zerstört, die Freunde zu Verrätern werden, wenn kein Ort sichtbar ist, wohin man fliehen kann, wenn alles zusammenbricht und der aufrechte Gang symbolisch zum Fall wird, dann braucht es den Willen zum Leben, um wieder aufzustehen und das Hoffen für einen neuen Anfang zu lernen. Dies gilt konsequent nicht nur für die geistig-seelische- soziale und spirituelle Entwicklung und Erneuerung des Menschen, sondern auch für das Werden und Vergehen des „materiellen“, biologischen und „somatische“ Seins.! In jedem Krieg, in gesellschaftlichen wie persönlichen Krisen, im Durchleiden einer Krankheit die an die Substanz geht, hoffen Menschen immer wieder auf irgendein Licht, auf eine erhellende Lösung am Ende des Tunnels, eine Erlösung, vielleicht eine „Auferstehung.“, die manchmal nicht mehr meint als wieder auf die Beine zu kommen.

Irgendwann auf meinem Weg der spirituellen Suche, es war die Osterfeier in der Ordensgemeinschaft in Taizé (Frankreich), erschütterte mich das Erlebnis der Rituale zu den Ostertagen zwischen Gründonnerstag und Ostersonntag auf besondere Weise. Ich verstand und fühlte mitten in den Friedensgesängen der großen Gemeinde, dass die Ostergeschichte, die den Leidensweg Jesu beschreibt, die Stufen jener Krise benennt, die alle Menschen als Elemente ihrer Lebenskrisen im Prozess ihrer eigenen Menschwerdung auf die eine oder andere Weise erfahren. Die Leidensgeschichte als Weg der Menschwerdung. Der *Gründonnerstag*, wenn sich eine Situation zuspitzt, wenn Einsamkeit, Verlassenheit und Angst Geist und Seele lähmen, wenn die Freunde schlafen,

wenn das Gefühl von Verrat nicht mehr weicht, wenn zum letzten Mal nach einem Ausweg gesucht wird. Wir Menschen kennen „*Karfreitage*“ in der Krise, das erfahrbare Gefühl des Todes, der Hinrichtung, den gnadenlosen Abstieg, Zusammenbruch von allem, was stand und Bestand hatte, das Inferno im Krieg, wenn die „*Städte brennen*. Der *Karsamstag kommt als Tag* der Stille, der Einkehr, der Besinnung, das Aufatmens. Viele Patienten beschreiben diesen Tag der erschöpften Ruhe nach dem Drama der Diagnosen und der Frage, wie es weitergehen oder das Leben wieder anfangen kann. Waffenstillstände oder Fluchtkorridore haben im Krieg oft diese Wirkung, Der Durchgang von der Todesangst zum Leben und seinem unbekanntem Fortgang. Der *Ostersonntag*, die Metapher der Auferstehung der Stein, der den Ausgang aus der Krise versperrt hat, ist nicht weg, aber weggerollt. Wer hat das geschafft? Wer uns geholfen?

„Steh auf und iss! Denn du hast einen weiten Weg vor Dir“ (1Kön 19,1-8), sagte der Engel zum Propheten Elija, der sein Unglück nicht mehr ertragen und in der Wüste sterben wollte. Nicht müde werden. Die Suche nach Frieden im Bündnis mit Gerechtigkeit, Freiheit und Eingebundenheit geht weiter. Die Freude will und wird wieder aufkommen. Der Wille zu leben bleibt, er braucht aber Nahrung, zumindest Liebe und Weizen, die auf grünen Halmen wachsen. „Tief in unserem Inneren wächst unsere Menschenfreundlichkeit, wenn sie auf die Probe gestellt wird“. Dem vertraute der wunderbare Erzbischof Desmond Tutu auch im Gefängnis. Friedfertigkeit ist eine Haltung und ein Instrument, auf dem sich die Melodie des Friedens in den eigenen wie in den anderen Lebenskrisen gut üben lässt- und kein Krieg kann sie töten!